

Leseprobe aus:  
**Karin Schneuwly**  
**Glück besteht aus Buchstaben**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München 2017

NAGEL & KIMCHE

N&K



KARIN  
SCHNEUWLY

Glück  
besteht  
aus  
Buchstaben



Nagel & Kimche

## *Für Ferenz*

Der Verlag dankt dem



**Kanton Zürich  
Fachstelle Kultur**

für die freundliche Unterstützung

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

© 2017 Nagel & Kimche

im Carl Hanser Verlag München

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

978-3-312-01041-7

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
**FSC® C083411**

Die wichtigsten Veränderungen in meinem Leben geschahen von selbst, unbemerkt von mir, und ohne dass ich sie auf einen Willen oder einen Entschluss zurückführen könnte. Oft kamen diese Veränderungen genauso zustande, wie ich mich im Bett umdrehte: Ich war unzufrieden mit meiner Lage; ich dachte darüber nach, sie zu ändern, und fasste einen Plan nach dem anderen, ohne ihn auszuführen; schließlich gab ich auf – und mit einem Mal hatte ich mich umgedreht. Das empfand ich als richtig oder zumindest als folgerichtig.



## MESSNER

**M**ein Vater hat keine Bücher gelesen. Deshalb kann ich heute nicht genau sagen, wer er war. Er arbeitete als Messner in einer der vielen katholischen Kirchengemeinden unserer Stadt, und außer den Evangelien, in denen ich ihn vor dem Gottesdienst manchmal blättern sah, als würde er darüber nachdenken, wie viel er noch zu lesen habe, nahm mein Vater nie ein Buch zur Hand. Er hielt sich gern im Freien auf. Sein Fahrrad war ihm das Wichtigste, wichtiger als alles, was irgendwo geschrieben stand, wie er immer sagte, sein Ein und Alles. Es war gelb, hatte einen geschwungenen Lenker und einen Ledersattel mit quietschender Federung. Jeden Tag fuhr er damit zur Arbeit, zum Mittagessen kam er nach Hause, und am Nachmittag fuhr er pünktlich wieder los, auch bei Regen und Schnee. An den Samstagnachmittagen radelte er manchmal zum Fußballplatz am Waldrand und schaute meinem Bruder bei den Spielen zu, aber es kam auch vor, dass meine Mutter ihn bat, einmal etwas ohne das Fahrrad zu unternehmen. Dann spazierte er stumm neben uns im Wald oder an einem Fluss entlang, rauchte auf einer Bank seine Zigarre und starrte in die Landschaft hinaus. Er sprach wenig, und es war unsere Mutter, die auf diesen kurzen Ausflügen mit uns Kindern spielte und uns Geschichten erzählte.



Abends, bevor mein Vater um sieben noch einmal in die Kirche ging, um die Glocken einzuläuten, blätterte er manchmal in einer Sportzeitung, die er abonniert hatte, aber was er las, schien nie etwas mit unserer Welt zu tun zu haben, er zeigte beim Lesen keinerlei Regungen, und ich erfuhr nie, ob ihn das, was er aus der Zeitung erfuhr, freute oder verstimmte. Ich erträumte mir manchmal einen Vater wie Tilney oder Knightley. Aber im Grunde war mein wortkarger Vater ein freundlicher und schamhafter Mensch, der nichts Strenges an sich hatte, deshalb lösten sich diese Träumereien rasch in Luft auf. Wenn ich mich in späteren Jahren, mit vierzehn oder fünfzehn, bei meiner Großmutter beklagte, weil er noch immer nur das Nötigste mit mir sprach und auch meinen manchmal heftigen Gefühlsausbrüchen und weitschweifigen Erklärungen keine Aufmerksamkeit zu schenken schien, tröstete sie mich jeweils damit, das sei nur *in der Meinung*. Mein Vater, sagte sie zu mir, sei ein Verstumfter, ich müsse Geduld haben mit ihm, eines Tages würde ich dafür belohnt werden. Ich wusste nicht, was sie damit meinte, aber ich merkte doch, dass eine Zuversicht in ihren Worten lag, die mich hoffen ließ, es verberge sich tatsächlich ein Geheimnis hinter den sparsamen Äußerungen des Vaters, das ich bloß noch nicht enthüllt hatte.

Ich liebte meine Großmutter, ich liebte ihren Duft nach Dachkammer und ihre langen weißen Haare, die sie tagsüber mit vielen Klammern hochsteckte und

abends vor dem Schlafengehen entfaltete und minutenlang vor dem Spiegel kämmte. Ich liebte ihren runden Körper und die schlaffe Haut an ihren Armen. Ich liebte ihr Frühstück, denn auch für uns Kinder gab es warmen Milchkaffee und gezuckerten Riebel zum Eintunken. Ich liebte es, wenn sie mit mir einen Spaziergang unternahm und mir dabei die Namen der Blumen und Sträucher am Wegrand aufsagte. Das ist der Ehrenpreis, das die Klatschnelke und dort der Storchenschnabel, und dann schaute ich auf die blauen und weißen Wesen hinab und fragte mich, was sie denn so bedeutungsvoll machte. Meine Großmutter schien eine ganz persönliche Beziehung zu den Blumen zu haben und konnte sich sogar darüber ärgern, wenn sie nicht in ganzer Pracht blühten oder wenn sie an einer Stelle, an der sie sie vermutet hatte, plötzlich nicht mehr zu finden waren. Diese bösen Schlüsselblumen, schimpfte sie dann, wohin sind die nun wieder verschwunden! Diese unartigen Stiefmütterchen, im letzten Jahr blühten sie doch viel voller! Von den verschiedenen Arten von Schneeglöckchen waren ihr die gefüllten am nächsten, alle anderen bezeichnete sie als *gemein*, was mir zwar spaßig, gleichzeitig aber etwas gespenstisch vorkam. Wie die Zauberin aus *Rapunzel*, dachte ich dann.

Ich verbrachte viel Zeit bei meiner Großmutter. Sie wohnte in einem Haus mit großem Garten etwas außerhalb des Dorfes auf einem Hügel, von wo aus man einen Blick auf den See bis zur Stadt und in der anderen Rich-

tung auf die Flussebene und die Alpen hatte. Wenn ich bei ihr zu Besuch war, hatte ich das Gefühl, in einer anderen Zeit zu leben. Zuhause gab es breite Straßen und viele andere Menschen; unsere Wohnung hatte Zentralheizung, einen elektrischen Herd, Bad und Toilette mit Wasserspülung. Vom Garten meiner Großmutter aus konnte man den Ort, an dem ich wohnte, am Horizont sehen, mit dem Zug fuhr man bloß eine halbe Stunde von der Stadt bis zu ihrem Dorf, und doch eröffnete sich bei ihr eine ganz andere, alte Welt: Meine Großmutter versorgte sich weitgehend selbst, bis auf das Salz, das Mehl und den Zucker wurde nichts gekauft, sondern allenfalls mit den Nachbarn getauscht. Das Klo war in der Tenne, die ans Haus grenzte, und bestand aus einem Brett mit einem großen Loch, das mit einem schweren Holzdeckel versehen war; als Klopapier schnitt meine Großmutter Streifen aus alten Zeitungen. Als ich lesen konnte, bemerkte ich, dass ich die zerschnittenen Fragmente nebeneinanderlegen konnte und sich daraus eine Geschichte ergab. Zum Anfeuern wurde ebenfalls Papier benutzt, gekocht wurde auf einem Herd mit Feuer, und waschen musste man sich kalt, in der Küche am einzigen Wasserbecken des Hauses. Es gab einen Gemüsegarten, ein paar Hühner und einen Keller mit Kartoffeln und Äpfeln. Es gab eine Speisekammer voll unzähliger Gläser mit Eingemachtem. In den Schlafzimmern im oberen Stock unter dem Dach, wo ich mein Bett hatte, roch es nach Sonne, Stroh und manchmal nach gedörrten Boh-

nen. Im Sommer war es dort oben unerträglich heiß und im Winter unerträglich kalt. Meine Großmutter schlief unten, in einer kleinen Kammer neben der Küche, in einem schmalen Bett.

Der Großvater war, genau wie der andere Großvater, der Vater meines Vaters, wenige Tage vor meiner Geburt gestorben; meine Mutter konnte nicht zu den Beerdigungen gehen, weil sie, wie sie mir, als ich größer war, ohne jeden Vorwurf erzählte, die Wochen vor meiner Geburt im Bett habe verbringen müssen. Meine beiden Großväter waren immer genauso lange tot, wie ich auf der Welt war, und wenn ich von irgendjemandem gefragt wurde, wie alt ich war, dann fügte meine Mutter oder mein Vater oder sogar mein Bruder einer Antwort von mir immer noch schnell den Satz hinzu: So lange ist Großvater schon tot. Der eine Großvater war in einer Wirtschaft vor den Augen mehrerer anderer Menschen, die sich ebenfalls in der Wirtschaft aufhielten, an einem Croissant erstickt. Angeblich hatte er unter einer schweren Schluckstörung gelitten. Der andere Großvater war an einem Herzinfarkt gestorben, nachts in seinem Bett.

In der Familie wurde nie über den einen Großvater, den Vater meiner Mutter, gesprochen, und in dem Haus, das Großmutter, seit ich mich erinnern kann, zusammen mit ihrem Bruder bewohnte, gab es kein Bild und keinen Gegenstand, der an ihn erinnert hätte. Wenn ich meine Mutter oder meine Großmutter nach Großvater ausfragte, sagten sie beide, er sei kein schlechter Mensch gewe-

sen, und der Tonfall, in dem sie dies sagten, schien mir vorzuwerfen, ich hätte das Gegenteil behauptet.

Auch meine Mutter las keine Bücher, aber sie las Geschichten im *Gelben Heft* und in Zeitschriften, die sie von Freundinnen oder Nachbarinnen wegen der Strickmuster darin ausgeliehen hatte. Ganz anders als der Vater verwandelte sich die Mutter, wenn sie las. Sie las die Geschichten in den Heftchen so, als hätte sie der Autor speziell für sie geschrieben und dort hinterlassen, wo meine Mutter sie erreichen konnte. Sie nahm das, was sie las, wörtlich und persönlich und verglich, wenn sie sich dazu äußerte, das Gelesene immer mit ihrem eigenen Leben. Aber so bin ich doch nicht!, hörte ich sie manchmal ausrufen. Das würde ich nie tun! Oder sie sagte: Das ist gut verdient! Was will ich denn noch mehr! Erst viel später, als ich selbst eine Leserin war, las sie manchmal hinter mir her, aber sie nahm nur solche Bücher von mir zur Hand, von denen sie sicher sein konnte, dass sie nichts Ausgedachtes waren. Sie teilte nie mit, was ihr an einem Buch aufgefallen war, aber über die Geschichten im *Gelben Heft* äußerte sie sich hin und wieder. Auf diese Weise erfuhr ich etwas über sie, wenn *ich* die Geschichten hinter *ihr* herlas. Ich erinnere mich, wie ich versuchte, aus dem Hinterhergelesenen und ihren Erinnerungsbruchstücken, die ihr zu dem Gelesenen einfielen, ihre Vergangenheit nachzuzeichnen, aber das Leben, das ich mir auf diese Weise erriet, war mir unheimlich, es machte mir Angst. Meine Mutter lachte häufig, und häufig

lachte sie sehr laut, zum Beispiel, wenn sie mit mir oder meinen Geschwistern in ein Spiel vertieft war. Aber in ihrem erinnerten Leben gab es nichts, was sie zum Lachen brachte, und so war ich im Grunde froh, wenn ich sie nicht lesen, sondern irgendeine Arbeit verrichten sah.

Meine Eltern lasen nicht nur keine Bücher, sie sagten auch nie etwas gewollt Bedeutungsvolles. Mein Vater verstieg sich höchstens in eine Übertreibung, und meine Mutter war mit Sprichwörtern und kleinen Liedern über Liebe, Leid und Waldesrauschen zufrieden. Sie logen oder schwindelten nie, um ihre Geltung in den Augen anderer Leute zu vergrößern oder überhaupt nur einzubringen, und sie behaupteten auch nie Dinge, die sie im nächsten Augenblick widerriefen. Wir Kinder konnten immer davon ausgehen, dass das, was sie sagten, auch so gemeint war, und wurden selten vor die Aufgabe gestellt, zwei unterschiedliche Darstellungen miteinander zu vereinen. Ironische Bemerkungen waren ihnen beiden fremd. Und wenn sie bei anderen Leuten einer ironischen Äußerung begegneten, so bedeutete das in ihren Augen Posieren und Besserwisserei. Wenn in unserer Familie gelacht wurde, dann lag der Auslöser dazu meistens in der Schamhaftigkeit meines Vaters oder in der Schlichtheit meiner Mutter, nie jedoch in einem Witz oder in einer lustigen Bemerkung. Worte waren nicht zum Lachen da. Situationen hingegen schon. Meinem Vater konnte es zum Beispiel peinlich sein, auf der Straße einer Nachbarin zu begegnen, während er gerade eine Zigarre rauchte;

dann versteckte er das brennende Ding hastig in seiner Manteltasche, bis das «Wie geht's dir?»-«Mir geht's gut»-Ritual vorüber und er aus dem Blickfeld der Frau verschwunden war. Meine Mutter erzählte uns, wenn wir sie darum baten, die Geschichte von Vaters Gewehr und wie es im Zug bei einer Kurve von der Gepäckablage durchs offene Fenster gerutscht war. Vater musste danach den ganzen Weg der Eisenbahnschiene entlang zurückgehen, um es zu suchen, und Mutter, die ihn dabei begleitete, erzählte uns, sie habe bei diesem Gehen zwischen den Gleisen eine ganz neue Zärtlichkeit für ihn verspürt, das Gehen zwischen den Gleisen auf der Suche nach dem Gewehr sei für sie der Weg zur Heirat gewesen.

Mein Vater und meine Mutter lasen also beide kaum, und zuhause besaßen sie drei Bücher. Ich glaube nicht, dass auch nur eins davon für ihr Leben entscheidend oder notwendig war, und doch begleiteten sie meine Eltern durch vierzig Jahre Ehe und mehrere Wohnungswechsel. Die drei Bücher waren schon da, als ich geboren wurde – wenigstens glaubte ich das, ich rechnete erst viel später aus, dass das nicht stimmen konnte –, und als wir von dem Haus mit Garten in eine kleine Wohnung umziehen mussten, packten meine Eltern sie in die Kisten und stellten sie am neuen Ort in der Stube, gut sichtbar für jeden Besucher, wieder auf, als wäre ein Leben ohne sie undenkbar. Weder meine Eltern noch meine Geschwister hatten, soweit ich mich entsinne, je eins dieser drei Bücher vor meinen Augen zur Hand genommen,

und um sie heimlich zu lesen, waren sie zu wenig aufregend. Auf mich hingegen hatten sie, seit ich denken kann, einen Reiz ausgestrahlt. Das dickste der drei Bücher nahm ich als Kind am häufigsten aus dem Regal: Es war ein medizinisches Handbuch mit farbigen Abbildungen von Hautkrankheiten und körperlichen Fehlbildungen. Ich blätterte immer wieder darin, zeichnete die farbenprächtigen Bilder auf einem Papier nach und schaute durch sie in eine andere Welt hinein, eine Welt, in der wir selbst, meine Eltern oder sogar ich selbst, vom Schicksal in Form eines heftigen Warzenwuchses, eines Geschwürs oder einer monströsen Nase getroffen waren. Besonders angetan hatte es mir ein Bild mit einer sechsfingerigen Hand. Ich konnte mich stundenlang darin vertiefen und fragte mich, wie sich wohl das unbeabsichtigte Fingertrommeln bei einem Menschen mit sechs Fingern anhörte. Und wie war es für jemanden, mit zu vielen Fingern zu rechnen? Zählte man immer bis elf? Oder dachte man sich an der fünffingerigen Hand einen unsichtbaren Finger hinzu, damit man sich die Hälfte von etwas vorstellen konnte? Wenn jemand zu mir gesagt hätte: «Du kannst die Hälfte des Kuchens haben», hätte ich dann vielleicht geantwortet: «Welche Hälfte meinst du, die große oder die kleine?»

Das zweite Buch las ich erst Jahre später, als ich schon nicht mehr bei meinen Eltern wohnte, aber sein Titel, *Güldramont*, hatte mich schon als Kind neugierig gemacht, weil ich ihn für irgendeinen orientalischen Aus-



druck hielt, den ich nicht verstand und deshalb jeden Sinn in ihn hineinlegen konnte. Das Exemplar, das meine Eltern besaßen, war in Fraktur gedruckt und von meiner Mutter mit einem Papier mit kleinen gelben Engeln eingefasst worden, was die Bedeutsamkeit des Bandes in meinen Augen erheblich erhöhte. Vorne drin stand die Widmung «Von Ernestine», und noch heute besitzt, wie der Titel des Buches, auch dieser weibliche Vorname, dem ich seither nie wieder begegnet bin, eine beinahe magische Kraft.

Als ich elf Jahre alt war, baute ich, zusammen mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft, in einem Streifen voll wildwuchernder Bäume und Büsche, der zwischen den Feldern eines Bauern und der Autobahnschleife eingeklemmt lag, eine Hütte. Es war der erste Ort, der allein und ganz uns gehörte. An Wochenenden durften wir Größeren dort manchmal sogar übernachten, ohne dass Erwachsene kontrollierten, ob wir uns die Zähne putzten und das Gesicht wuschen. Als die Hütte stand, suchten wir gemeinsam nach einem Namen für unseren neuen Ort, und weil das Wort in meiner Phantasie etwas Exotisches und Abenteuerliches versprach und dennoch Geborgenheit ausstrahlte, hatte ich die Idee, ihn Guldramont zu taufen. «Lass uns nach Guldramont gehen», sagten wir zueinander, oder: «In Guldramont hat es eine Überschwemmung gegeben», «In Guldramont sind die Tomaten jetzt reif».

In Guldramont waren wir unter uns. Manchmal kam

an den Nachmittagen zwar eine Mutter vorbei und brachte Tee oder Schokolade. Diese Gaben wurden gern genommen, aber kaum hatte man sie uns überreicht, wurde die Mutter weggeschickt. Wir duldeten es nicht, wenn sich eine von ihnen bei uns einmischte oder wenn wir ermahnt wurden, unsere Radieschen nicht eher zu pflücken, als sie reif seien. Die Mütter sahen es auch nicht gern, wenn wir mit Pfeil und Bogen auf Eidechsen zielten. Wir hingegen waren fasziniert von dem Phänomen, dass die Tierchen ihren Schwanz abwarfen und einfach wegrannten, wenn wir sie getroffen hatten. Der Schwanz zuckte dann noch minutenlang auf dem warmen, glänzenden Stein.

Vor unserer Hütte stand eine alte Holzbank, die wir auf der Müllhalde bei den Schrebergärten gefunden hatten und die auf unsere Mütter eine starke Anziehungskraft ausübte. Manche waren von dort kaum mehr zu vertreiben, es schien, als wären sie darauf festgeleimt. An einem außergewöhnlich heißen Nachmittag setzte sich Frau Rinstad, die Mutter von Jan, auf diese Bank. Jan besaß noch zwei jüngere Schwestern, denen wir aber verboten hatten, sich bei uns aufzuhalten, weshalb sie den Nachmittag wohl zuhause oder bei irgendwelchen Freundinnen verbrachten. Frau Rinstad saß also an jenem Nachmittag einfach da auf unserer Bank in Guldramont, sagte kein Wort und starrte Löcher in das Rapsfeld. Irgendetwas in ihrem Gesichtsausdruck machte mir Angst. Sie schien teilnahmslos und mit ihren Gedanken

weit weg zu sein, und trotzdem kam es mir so vor, als ob sie mit uns in enger Verbindung stünde, als wären wir für ihren Zustand verantwortlich. Auch die anderen Kinder wagten es nicht, an Frau Rinstad vorbei in die Hütte zu gehen, aus Angst, sie könnte aus ihrer Erstarrung erwachen und sie anschreien oder in Tränen ausbrechen. Ich erinnere mich, dass Jan sie nach einer Weile fragte, ob sie etwas zu essen dabei habe. Sie antwortete, ohne ihn auch nur anzusehen: «Im Tiefkühler gibt es eine Schachtel mit Eis. Nimm etwas davon, wenn du heimkommst.» Wir strengten uns an, Frau Rinstad zu ignorieren, und schließlich muss uns das auch gelungen sein, jedenfalls bemerkte niemand, wie sie verschwand. Jan sah seine Mutter danach nie wieder. Frau Rinstad hatte ein paar Stunden auf unserer Bank in Guldramont gesessen, und danach war sie weg. Viele Monate später erfuhr ich von meinen Eltern, sie habe ihren Ehemann und ihre drei Kinder an dem Nachmittag zurückgelassen und sei, ohne noch einmal zuhause vorbeizuschauen, zuerst nach Frankreich gefahren, wo sie ein paar Tage in einem Hotel übernachtet habe, und von dort nach Argentinien weitergereist. Es hieß, sie wolle sich selbst verwirklichen.

Unser Guldramont existierte vom Frühling bis zum Beginn des Herbstes. Dann wurden die Hütte und unser Garten zerstört. Wir vermuteten, es war die Wut des Bauern, der sich an uns rächen wollte, weil wir Höhlengänge und Nester in seinem Maisfeld gebaut hatten. Wir fanden schnell etwas anderes, dem wir unsere Aufmerk-

samkeit schenkten, und vergaßen Guldramont. Später kam es mir jedoch bei bestimmten Lektüren manchmal so vor, als schrieben die Dichter über *meinen* Ort, über genau *diesen* Platz meiner Kindheit.

Das dritte Buch, das meine Eltern besaßen und wohl nie gelesen hatten, war *Die Extremen* von Reinhold Messner. Heute überrascht es mich, dass ich von dem Buch einmal so heftig fasziniert war, denn mit Bergsteiger- oder auch Abenteuerromanen wie *Herz der Finsternis* oder *Moby Dick* über das Kämpfen gegen die wilde Natur kann ich seither nichts mehr anfangen; Seite um Seite nur Felswände mit ihren patenten Burschen, langbärtige Steuermänner, Pioniergeist und kaum einmal eine Frau. Bücher, in denen Männer Probleme haben, die sie nicht hätten, wenn sie mit Frauen zusammen wären.

Viele Jahre später war Reinhold Messner hier in der Stadt zu einem Vortrag eingeladen. Es ging darin wieder um die Extremen, aber sie waren zu dem Zeitpunkt noch zahlreicher geworden, und so bin ich voller Neugier hingegangen. Ich weiß nichts mehr von dem Vortrag. Aber ich weiß noch, dass unglaublich viele Leute anwesend waren und dass ich erstaunt war zu sehen, wie jung der Mann wirkte, der da sprach. Da sein Buch seit meiner Geburt im Regal unseres Wohnzimmers stand, hatte ich geglaubt, der Autor müsste, wenn nicht tot, so doch wenigstens kurz davor sein.

# WAS DU NICHT SAGST